

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 63 (1959-1960)

Heft: 7

Artikel: Mich ruft das Meer

Autor: Penzoldt, Fritz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zuzuschauen und ganz vom weichen, weissen Stoff umfangen zu werden; aber schön über alles ist es, durch den warmen, linden Regen zu streifen und sich von ihm berühren zu lassen. Eine Stimme, ein Chor von Stimmen jubelt ringsum aus dem Tropfenfall, dem der Wanderer aus tiefstem Innern lauschen muss; etwas Gewaltiges, Urmächtiges dringt auf ihn ein, das ihm Wohlbehagen und Seligkeit bereitet. Wenn der Regen zu brausendem Giessen anwächst, zieht er zwar die Schultern ein wenig ein, stemmt den Kopf nach vorn und macht sich so schmal wie möglich, um die Angriffsfläche zu verringern; aber erst jetzt wird das Unentstellte, Leidenschaftliche und Starke seines Wesens wie aus Himmelsgründen angerufen. Er fühlt sich der Erde innig verbunden, er spürt ihren Atem und ihr tröstliches Weben.

Und wie wunderbar ist die Atmosphäre eines Regentages gesponnen! Es ist ein zärtliches ineinanderfliessen von Grau in Grau, ein dämmerriges Schleieren, das Himmel und Erde zusammenhält. Indes ich durch dieses Graue, diese meine Lieblingsfarbe wandere, die alles Grelle dämpft und sänftigt, höre ich vertraute Stimmen flüstern und weiss mich auf dem Weg zu den inneren Bezirken, auf der Heimkehr zu Dingen, die in der brüchig gewordenen Welt noch unversehrt geblieben sind. Eine seltsame Bewegung kommt über mich, ich jauchze inwendig und schmiege mich, bis über die Ohren verliebt, in die Arme des Regentages, den man sehen, riechen, schmecken und mit allen übrigen Sinnen in sich aufnehmen muss. Regen stimmt mich dankbar und gütig. Regen erhebt und regt mich zu frohem Schaffen an. Menschen, die den Regen nicht leiden mögen, sind verspielte Geschöpfe.

Niemals sollten wir mehr Ehrfurcht empfinden, als wenn im Wehen des Windes, im Rinnen des Regens und im Wirbeln des ersten Schnees die Schöpfung sich ausspricht. Wenn wir uns beim Betreten einer Kirche innerlich sammeln, warum sollten wir nicht auch andächtig werden, sobald wir ein Baumblatt, eine Schneeflocke, das Fliessen des Wassers, die Sternbilder und die einzelnen Sterne mit sehenden Augen betrachten, statt gedankenlos über die Erde zu stolpern? Denn hier ist Mass, Geschlossenheit und Vollendung. Man muss alles nehmen wie es ist und ihm bis auf den Grund des Wesens dringen; jedes kommt zu seiner Zeit und gerecht bemessen. Rinne und rausche du nur weiter, herrlicher Regen aus schenkenden Händen!

Fritz Penzoldt

M I C H R U F T D A S M E E R

«Der erste derartige Telephonanruf kam wann?»
Schwester Irma öffnete ein kleines Notizbuch.

«Am ersten Oktober. Ich dachte an den Anruf eines Arztes oder einer Patientin und wiederholte mehrmals meinen Namen, ohne dass Antwort kam. Schliesslich hielt ich es für einen Fehlanruf und hängte ein.» Polizeikommissar Anton lehnte sich zurück.

«Der Anrufende sprach nicht? Hatten Sie das Gefühl, als sei überhaupt jemand am anderen Ende? Hörten Sie atmen?» Schwester Irma dachte nach.

«Ich glaube nicht, dass ich beim ersten Anruf darauf achtgab. Später allerdings, als weitere Anrufe kamen, glaubte ich verhaltenes Atmen zu hören.»

«Der heutige Anruf war der wievielte?»

«Der dreizehnte.»

«Warum kamen Sie nicht früher zu mir?»
Schwester Irma senkte den Blick.

«Ich zwang mich, an einen schlechten Scherz zu glauben. Später hängte ich einfach ein, wenn das Telephon klingelte, auch auf die Gefahr hin, ernstgemeinte Anrufe zu unterbrechen. Bis ich — bis ich anfing auf den geheimnisvollen Anruf zu warten. Es fehlte mir sozusagen etwas, wenn er nicht kam mit seinem hartnäckigen Klingeln und dem seltsamen Rauschen im Apparat.»

«Rauschen? Beschreiben Sie mir das näher. Es könnte uns...»

«Ich weiss nicht recht wie ich es beschreiben soll. Am ehesten klang es noch wie das Rauschen einer grossen Meermuschel, wenn man sie ans Ohr hält.» Kommissar Anton summte eine Melodie.

«Eine Meermuschel liegt auf dem Schrank meiner Bas' —» Gottfried-Keller-Text, wenn ich mich nicht irre.»

«Von Brahms so herrlich vertont.»

«War das Rauschen immer gleich stark?»

«Nein. Manchmal war es ganz nahe, dann wieder weit fort. Heute aber war es, als käme es direkt

vom Meer. Ich hörte deutlich das Sichüberstürzen der Brecher und das Sausen des Windes.» Anton machte sich Notizen. «Noch nie war das Meer so ruhig wie heute. Sollte sich jemand wirklich einen schlechten Scherz erlaubt haben, dann kann er es nicht aus einer der öffentlichen Kabinen am Strand getan haben. Man brauchte doch nur zu wählen und dann die Muschel gegen das Meer zu halten, worauf der Empfänger bei Sturm die Wellen deutlich hören müsste.» Schwester Irma war nachdenklich geworden.

«An anderen Tagen herrschte Sturm, wenn die Anrufe kamen. Und doch, es war nicht wie das Brausen des Sturmes, den ich so liebe, es war wie Locken, wie... ich weiss nicht wie ich es ausdrücken soll... ich weiss nur, dass ich mich darauf freute, dass ich den Hörer ohne zu fragen lange wie verzaubert ans Ohr hielt, bis der Unbekannte einhängte. Aber auch dann noch hatte ich im Ohr das seltsame Rauschen, Tag und Nacht.» Schwester Irma fing an zu weinen. «Es muss etwas geschehen, ehe ich...» Anton beruhigte die Erregte.

«Wir werden Ihr Telephon überwachen lassen. Wenn Sie auf Krankenbesuch sind, wird ein Beamter sich in Ihrer Wohnung aufzuhalten und alle Anrufe abnehmen. Unauffällig natürlich. Ich bin sicher, dass wir den Unfugstifter bald haben werden.»

Ein wilder Sturm lag über dem Meere, trieb es weit ins Land hinein und riss Planke um Planke von den Laufstegen der Badeanstalten. In Schwester Irmas Zimmer sass ein Beamter und wartete. Zwei Anrufe von stadtbekannten Aerzten wurden notiert, und noch immer hatte sich der Geheimnisvolle nicht gemeldet. Erst am späten Abend kam der Anruf, gerade als Anton den Beamten kontrollierte. Er hob vorsichtig ab und lauschte, anstatt sich zu melden und, falls eine Antwort kam, einen Fehlanruf zu reklamieren und sich so, ohne Verdacht zu erwecken, zurückzuziehen. Das rasch einsetzende Besetztzeichen verriet ihm, dass der Anrufer Verdacht geschöpft und eingehängt hatte. Von da ab blieben die Anrufe aus, obgleich der Sturm drei Tage mit unveränderter Gewalt tobte.

Als Schwester Irma jedoch eines Morgens sehrzeitig von einer Nachtwache nach Hause kam, ging wieder das Telephon. Gemäss den Instruktionen Antons hob sie ab ohne sich zu melden, selbst auf die Gefahr hin, dass der Unbekannte sofort wieder einhängte, denn es lag der Polizei daran, zu erfahren, ob der Anrufer mit Schwester

Irmas Gepflogenheiten vertraut war und ob er sofort erkannte, dass sie und kein Späher am Apparat war.

Irmas Hände zitterten, als sie wieder das Rauschen vernahm, das diesmal wie fernes symphonisches Klingen war. Nicht mehr das Stürzen gewaltiger Brecher, das scharfe Sausen des Windes. Es war wie das Dröhnen eines ungeheuren Orchesters, aufgepeitscht zu wilden orgiastischen Melodien, die ihr das Ohr zu sprengen drohten. Trotzdem hielt sie den Hörer fest ans Ohr gepresst, als fühlte sie eine Liebkosung, als hörte sie aus dem Wirbel der sich überstürzenden Töne den einen Laut: «Komm — komm.» Irmas Lippen zuckten, begannen wirre Worte zu stammeln, Worte der Sehnsucht und des Verlangens, bis ihr der Arm heruntersank wie in grosser willenloser Müdigkeit und ihre Verzückung sich in Tränen löste. Als sie nach Minuten den Hörer wieder aufnahm, war das klingende Rauschen fort. Dafür kam trocken und hart die höchst irdische Stimme Kommissär Antons über die Muschel:

«Hier Anton. Wir haben den Anruf abgehört. Er kam von einer öffentlichen Telephonkabine des achten Bezirks. Meine Beamten haben den Strand überwacht. Niemand hat eine der dortigen Kabinen benutzt, die im Winter sowieso wenig gebraucht werden.» Irmas Stimme bebtete.

«Kommen Sie bitte zu mir. Ich — ich kann nicht mehr.»

Als Anton wenig später in der Wohnung eintraf, fand er die Schwester bewusstlos am Boden liegend. Im Krankenhaus stellten die Aerzte einen schweren seelischen Zusammenbruch fest. Sie waren sich darüber klar, dass es sich bei den Anrufern nicht um einen Unfug handeln konnte. Hier musste ein Gestörter am Werke sein, der mit unheimlicher Sicherheit Schwester Irma überwachte und sie durch seine geheimnisvollen Anrufe aus dem seelischen Gleichgewicht zu werfen drohte. Von da ab war ständig ein Beamter in ihrer Wohnung. Anton spannte ein dichtes Netz über alle öffentlichen Telephonautomaten, doch nichts verdächtiges ereignete sich. Weder in Irmas Wohnung noch im Krankenhaus ein Anruf. Der Unbekannte musste wissen wie es um Irma stand, musste jemand sein, der an Irmas Arbeitsplan mitbeteiligt war. Eine Kollegin, die eifersüchtig auf der Schwester immer mehr zunehmende Praxis war? Ein Arzt, der ihr Nervenfälle zuwies, auf die sich die Schwester spezialisiert hatte und sie in Hauspflege übernahm?

Oft hatten Aerzte angerufen, die Schwester Irma engagieren wollten. Anton liess sie überwachen, doch standen sie ausserhalb jeden Verdachtes. Drei Wochen waren vergangen und noch immer befand sich Irma im Zustand schwerster Depression. Ein Versuch, sie mit einem Anruf aus einer Strandkabine während eines Sturmes zu überrumpeln, misslang völlig. Irma hob ab, nannte ihren Namen, lauschte kurz und hängte enttäuscht wieder ein. Ein zweiter ähnlicher Versuch hatte das gleiche Schicksal. Es war klar, dass der Unbekannte einen unheimlichen suggestiven Einfluss auf die Schwester haben musste, und dass ihr Ohr bereits so geschärft war, dass sie auf die feinsten Störungen in den Schwingungen, die sie erwartete, mit Ablehnung antwortete.

Nach einem Monat fing Irma plötzlich von selbst an von den Anrufen zu sprechen und ängstlich darauf zu warten, bis ihre Sehnsucht und Ungeduld sich zu schweren Erregungszuständen steigerten. Wieder wagte man einen Täuschungsversuch durch einen bekannten Nervenarzt, aber die Kranke war nicht zu überlisten. In Tränen und Verzweiflung warf sie den Hörer zu Boden und konnte nur mit starken Beruhigungstabletten daran gehindert werden, etwas Unbesonnenes zu tun.

Anton war verärgert, dass es ihm nicht gelingen wollte, den Unbekannten zu fassen. Er beriet sich aufs neue mit den Aerzten und liess die Kranke nach ihrer Wohnung bringen, wo sie, den Telephonapparat am Bett, fieberhaft auf den Anruf wartete, der schon am ersten Abend kam. Mit dem Ausdruck höchsten Entzückens hob sie ab, presste den Hörer ans Ohr, als wollte sie sich keinen einzigen Laut entgehen lassen. Anton und einer der sie behandelnden Aerzte sahen die Ekstase in ihrem Gesicht, das Glänzen ihrer Augen, hörten das Stammeln ihrer Lippen, als sei am anderen Ende ein Svengali, ein Uebermensch, der sie verzauberte. Ihr Atem ging rasch und keuchend und Schweiss stand auf ihrer Stirn, ehe ein Aufschrei kam, jauchzend wie das Brausen des Sturmes: «Ich komme — ich komme!»

Irma war aus dem Bett gesprungen, doch als der Arzt sie hindern wollte, hielt Anton ihn zurück.

«Lassen Sie sie.» Und während Irma sich hastig ankleidete, «wir werden ihr folgen. Am Strand sind meine Beamten.»

Irma schien von der Anwesenheit der beiden Männer keine Notiz zu nehmen, schlug einen Mantel um die Schultern und verliess die Wohnung wie eine Schlafwandelnde, dicht gefolgt von Anton

und dem Arzte. Ohne sich umzusehen, lief sie dem Strande zu. Das Meer war ruhig. Eine müde Brandung schlug in quälend langen Zwischenräumen auf den Sand. Irma schritt hoherhobenen Hauptes dahin, die Augen weit geöffnet, die Hände wie grüssend erhoben. Am Strande, wo die roten Klinkerwege begannen, blieb sie lauschend stehen, unschlüssig, wohin sie gehen sollte. Sie schien das Rauschen des Meeres zu vermissen. Dann eilte sie auf das Wasser zu, das sich gerade zur Ebbe rüstete. Anton und der Arzt folgten ihr auf dem Fusse und wenn sie sich umsah, war es, als sei sie ihrer Umgebung völlig abhanden gekommen, als sei sie, blind und unwissend, nur von dem einen Drang beseelt, dorthin zu gehen, von wo der seltsame Klang gekommen war. Plötzlich fasste Anton den Arzt am Arm.

«Dort.» Hinter einer der windzerzausten Platanen war im Mondlicht eine Gestalt erschienen, die langsam auf Irma zuschritt. Anton flüsterte.

«Können Sie erkennen, wer es ist?» Der Arzt hatte erschrockene Augen.

«Ich — ich kenne den Mann. Es ist mein Assistent.»

Irma hatte von der Anwesenheit des Mannes keine Notiz genommen und stand schon bis zu den Knien im Wasser, die Hände hinter dem Kopf gefaltet. Der Mann hatte sich ihr bis auf wenige Schritte genähert und schien sie aufmerksam zu beobachten. Immer weiter schritt die Frau langsam ins tiefere Wasser hinein. Mit ein paar Sprüngen war der Arzt neben dem Manne, der immer noch wie gebannt die Frau anstarre.

«Dr. Moranzoni, rufen Sie Schwester Irma zurück.» Er sah in Augen, die nichts zu fassen schienen. Und mit Nachdruck. «Dr. Moranzoni, rufen Sie die Frau zurück.» Da löste sich die Starre des Mannes. In wenigen Schritten war er bei der Versinkenden, trug sie, als sei sie federleicht, an den Strand zurück und bemühte sich um sie, gleich als habe er soeben eine Lebensmüde dem feuchten Element entrissen. Auch der Aufforderung des Beamten zur Polizei zu kommen, kam er ohne Zögern nach, als sei er zu einem Zeugenprotokoll geladen.

Der Nervenarzt Dr. Moranzoni, dem man eine brillante Zukunft vorausgesagt hatte, ist nie wieder zu seinem Beruf zurückgekehrt. Was er getan, was Schwester Irma beinahe in den Tod getrieben hatte, war geschehen, ohne dass sein Bewusstsein daran Anteil genommen hatte. Aus dem unerklärlichen Reich des Unbewussten heraus hatten sich suggestive Kräfte magisch auf eine Sensitive aus-

gewirkt, deren Wesen Dr. Moranzoni so oft in gemeinsamer Arbeit hatte studieren können.

Schwester Irma hat den Schock überwunden. Doch wenn das Meer seine brausenden Symphonien singt, steht sie sinnend am Fenster und denkt zurück an jene Nacht, wo zwei Menschen dem Bewusstsein abhanden gekommen waren, weil die Stimme des Unbewussten es ihnen gebot.

Stephan Georgi

D I E V E R G E B L I C H E N
R E I S E N
D E S D O N E N R I Q U E

Seit einiger Zeit trank Don Enrique sogar den Zuckerrohrschnaps aus der eigenen Brennerei. Dies vielleicht, um den vom Tropenklima ausgedörrten Körper besser aufrecht zu erhalten, oder auch deshalb, weil das starke Destillat dazu angetan war, Vergangenes ruhen zu lassen und die Erinnerung daran auszulöschen, dass er, Don Enrique, früher einmal den holländischen Namen Henrik Huisman getragen hatte. Zwanzig Jahre lag das zurück. Das feuchtheisse Venezuela hatte ihn wider Willen festgehalten, die Plantagen und die braune Manuela, die damals aus den Bergen von Tachira gekommen und ihm über den Weg gelaufen war. Es stimmte schon, dass aus Tachira die schönsten Frauen des Landes stammten, aber...

Auf den Ruf des Onkels, der in der venezuelischen Hauptstadt Caracas ein Handelsunternehmen führte und im Landinnern, hinter Maracay, Zuckerrohrfelder besass, war er, der damalige Henrik Huismann, für ein paar Jahre aus Holland hierhergekommen, um die Leitung der Plantagen zu übernehmen und am Aufbau einer Brennerei mitzuhelpfen. Der Kampf mit dem Klima war hart. Dem Fieber zu begegnen, war der Cocktail gekommen und der Whisky. Und dann Manuela, das schwarzäugige schöne Halbblut. Er nahm sie zu sich, damit sie ihm die Wirtschaft führe. Sie tat es mit dem selbstgemässigten Gehabe einer Häuptlingsstochter aus dem Inkareich, und es stand ihr wohl an. Zweimal war sie in dieser Zeit zu den Ihren in die Berge gefahren, und er hatte sich eingestehen müssen, dass ihr Wegbleiben ihn so getroffen hätte, dass er ausgegangen wäre, sie zu suchen. Aber sie kam wieder.

Indessen waren die ersten zwei Jahre vorüber, der achtwöchige Urlaub stand bevor. Nun würde er nach Hause fahren und Antje heiraten, die auf ihn wartete. Er würde sie mitbringen für nochmals zwei Jahre, dann könnte man mit des Onkels Hilfe drüben in Holland eine Importfirma gründen. Manuela? Vielleicht würde sie Lopez heiraten, den Verwalter.

Manuela hatte beim Abschied keine Frage, keine Bitte; erst als sie dem Scheidenden die Hand reichte, legte sich wieder ihr Lächeln auf die Lippen, das oft so schwer zu verstehen war.

Während der Heimreise geriet das Schiff in Unwetter. Bei Henrik begann es mit der Seekrankheit, dann lag er schwitzend und fröstelnd im Bett. Nach dem Chinin wischte das Fieber, aber dafür trat etwas anderes hervor: Schwellungen der Glieder, der Füsse, der Hände, auch des Gesichts. Die Medikamente des Schiffsarztes waren wirkungslos, und als Henrik in Lissabon auf ein holländisches Schiff umstieg, schmerzten die Füsse in zu engen Schuhen, die Finger waren dicke Wülste geworden, das Gesicht war unförmig gedunsen.

In Rotterdam rieten die achselzuckenden Aerzte auf eine aus den Tropen eingeschleppte Ursache, vermuteten eine Entstehung infolge plötzlichen Klimawechsels. Mit einem nun schon blättrig aufgedunstenen Gesicht fuhr Henrik mit dem Nachzuge in dunkler Abteilecke in sein Heimatstädtchen. Stand dann im Finstern vor dem Hause, in dem Antje lebte, blickte zu den Fenstern hinauf, die geöffnet waren. Er fühlte die Klinke am